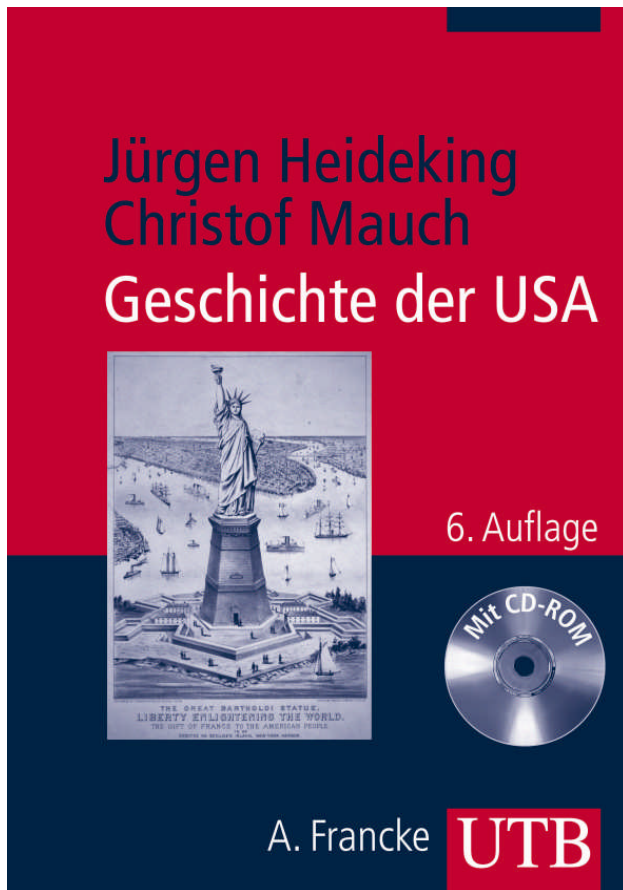


Zusatzmaterialien zum UTB-Band

Jürgen Heideking, Christof Mauch, Geschichte der USA

bereitgestellt über www.utb-shop.de/9783825219383



Auf neuestem Forschungsstand gibt die 6. Auflage des ‚Klassikers‘ einen Überblick über die Geschichte der USA von der Unabhängigkeit bis zur Gegenwart.

Sozial- und kulturgeschichtliche Themen treten gleichgewichtig neben die Darstellung von Politik, Wirtschaft und Verfassung. Besondere Beachtung finden die Rassenproblematik, religiöse und Umweltfragen, Einwanderung sowie die Rolle der Frauen. Die umfangreiche Bibliographie wurde für die Neuauflage auf den aktuellsten Stand gebracht, die historische Darstellung bis zur Evaluation der Präsidentschaft von George W. Bush und zum US-Wahlkampf 2008 fortgeführt.

Ergänzt wird das Buch durch die bewährte CD-ROM mit Quellenmaterial. So steht den Nutzern ein umfassendes Wissensportal zur Geschichte der USA zur Verfügung.

Die Zusatzmaterialien wurden vom Autor / der Autorin / den Autoren zur Verfügung gestellt und sind genau auf den Inhalt des Werkes abgestimmt.

Nutzung und Copyright

Die Nutzung der Materialien für eigene Studienzwecke ist kostenlos, das Copyright liegt bei den Autoren bzw. beim Verlag. Eine Weiterverbreitung gleich in welcher Form ist nur mit schriftlicher Genehmigung der UTB GmbH Stuttgart gestattet.

Diese und viele weitere kostenlose Zusatzmaterialien finden Sie unter www.utb-shop.de

Kostenlose Tipps zum wissenschaftlichen Arbeiten für alle Fächer gibt's auf unserem Studi-Portal unter <http://studium.utb.de>



UTB auf Twitter



UTB auf Facebook



Das Studiertier auf Facebook



UTB auf Google +



UTB GmbH | Industriestr. 2 | 70565 Stuttgart
Fax 07 11/7 80 13 76 | www.utb.de | bestellungen@utb.de

Kolonien und Empire

Die Autoren der Unabhängigkeitserklärung und US-amerikanischen Verfassung werden häufig als "Gründungsväter" bezeichnet. Mit ihnen beginnt im strengen Sinne die Geschichte der Vereinigten Staaten. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gaben sie den politischen Rahmen für die Entwicklung der USA vor, der bis heute Gültigkeit hat. Im Vergleich zur langen Geschichte des nordamerikanischen Kontinents erscheinen die Ereignisse der 1780er Jahre allerdings sehr gegenwartsnah.

Schon vor etwa 20 000 Jahren gab es Amerikaner, die über die Beringstraße eingewandert waren. Die Ureinwohner des Kontinents lebten anfangs von der Jagd, vom Beerensammeln und vom Fischen. Etwa 1 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung betrieben sie bereits Landwirtschaft. Als sich die ersten europäischen Entdecker – 500 Jahre vor Kolumbus waren dies die Wikinger – für ein paar Jahre in Siedlungen an der Küste Neufundlands niederließen, hatten die *Native Americans* bereits weite Teile des nordamerikanischen Kontinents besiedelt und vielfältige Wirtschaftsformen entwickelt.

Nach verschiedenen vergeblichen Anläufen unternahmen die Engländer im frühen 17. Jahrhundert den Versuch, permanente Kolonien in der "Neuen Welt" einzurichten. Die vermeintlich großen Schätze des Kontinents, die weiten Räume, die Aussicht auf freie Ausübung der Religion und auf einen persönlichen Neubeginn wirkten wie ein Magnet. Im Gegensatz zu den Siedlungen der Spanier und Franzosen, die sich enger mit den Ureinwohnern verbanden, suchten die Siedler aus England die gesellschaftlichen Einrichtungen und die ökonomische Praxis von der alten in die neue Welt zu "transplantieren". Dies gelang ihnen nur bedingt. Da sie mit der britischen Krone nur indirekt verbunden waren, entwickelten sie – in ihrer neuen Umgebung und im ständigen transatlantischen Austausch – neue politische und soziale Institutionen. Der Zusammenprall der Kulturen auf dem nordamerikanischen Kontinent, die regionale, ethnische und religiöse Vielfalt der Siedlerkolonien und die Stellung der Kolonien im Herrschafts- und Wirtschaftsverband des englischen Weltreiches bildeten so eine Art Präludium zur amerikanischen Nationalgeschichte.

1 Der Zusammenprall dreier Kulturen am Rande der atlantischen Welt

Die Kolonialgeschichte gehört zweifellos zu den Epochen, deren wertende Darstellung von Historikern und Publizisten am gründlichsten überprüft und – begleitet von heftigen Debatten – am stärksten revidiert worden ist. Anfangs wurde sie fast ausschließlich aus europäischer Perspektive und mehr oder weniger in der Form eines Heldenepos erzählt, das die Entdeckung und Erschließung eines „jungfräulichen“ Kontinents durch tapfere Seefahrer und Siedler verherrlicht. Die Kritik an diesem „Eurozentrismus“ hat eine Verlagerung des Interesses und der Sympathien hin zu den Leidtragenden des epochalen Geschehens bewirkt, den indianischen Ureinwohnern und den versklavten *African Americans*, die bis in die 1980er Jahre meist nur am Rande der historischen Betrachtung auftauchten. Es bleibt zwar unbestritten, dass sich die „weiße“ Kultur durchsetzte, aber man fragt heute doch viel bohrender als früher nach den Schattenseiten und Kosten dieses Erfolges, und man versucht zugleich, auch die langfristigen Wirkungen zu ergründen, die der Zusammenprall und die Interaktion von indianischer, europäischer und afrikanischer Kultur in Nordamerika zeitigten.

Am härtesten traf es die Ureinwohner, die den aus Europa und Afrika eingeschleppten Krankheitserregern hilflos ausgeliefert waren und deren Ethnien oft schon nach den ersten Kontakten durch Seuchen dezimiert und später durch Kriege, Vertreibungen, Hungersnöte und Alkoholismus immer mehr geschwächt und nicht selten ganz vernichtet wurden. Die Beziehungen zu den vordringenden Siedlern waren uneinheitlich und wechselhaft: Sie reichten von friedlichem Handel und temporären Bündnissen gegen gemeinsame Feinde bis zu gegenseitigen Terror- und Ausrottungskampagnen, die von den Weißen häufig grausamer, vor allem aber „effizienter“ durchgeführt wurden. An der englischen Siedlungsgrenze (*Frontier*), wo der „Landhunger“ am größten war, hatten gelegentliche Missionierungs- und Zivilisierungsversuche noch weniger Erfolg als im französischen oder spanischen Einflussbereich. Hier nahm während der Kolonialzeit ein Teil der demographischen Katastrophe ihren Lauf, zu der sich die „Entdeckung“ Amerikas für die Ureinwohner des Kontinents entwickelte. Die Bevölkerungszahlen können nur geschätzt werden, aber sie sind in den letzten dreißig Jahren von der Forschung deutlich nach oben revidiert worden. 1965 ging man noch davon aus, dass zur Zeit des Kolumbus auf dem Gebiet der heutigen USA und Kanadas zwischen 900 000 und 1,5 Millionen Ureinwohner lebten. Inzwischen variieren die Schätzungen zwischen 5 und 12,5 Millionen, wobei die Mehrheit der Wissenschaftler 6 bis 7 Millionen als realistisch betrachtet. Ähnlich verhält es sich mit Untersuchungen zur indianischen Gesamtbevölkerung Nord- und Südamerikas um 1490, die neuerdings auf 45 bis 60 Millionen beziffert wird. Als die englische Kolonisation im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts begann, waren die großen Indianerreiche Südamerikas bereits zerstört und die Be-

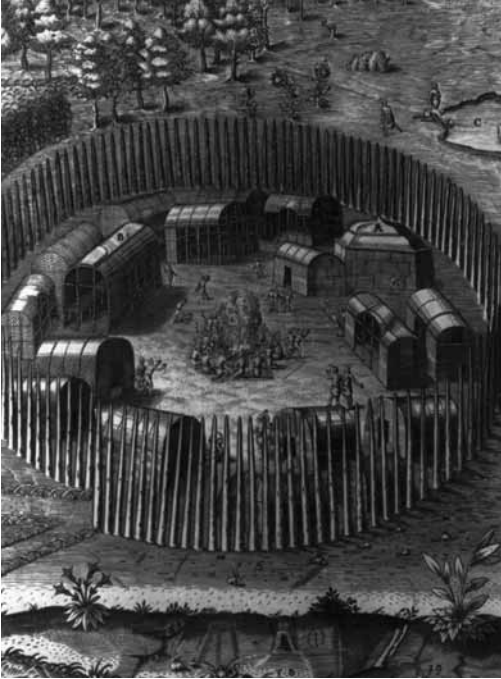
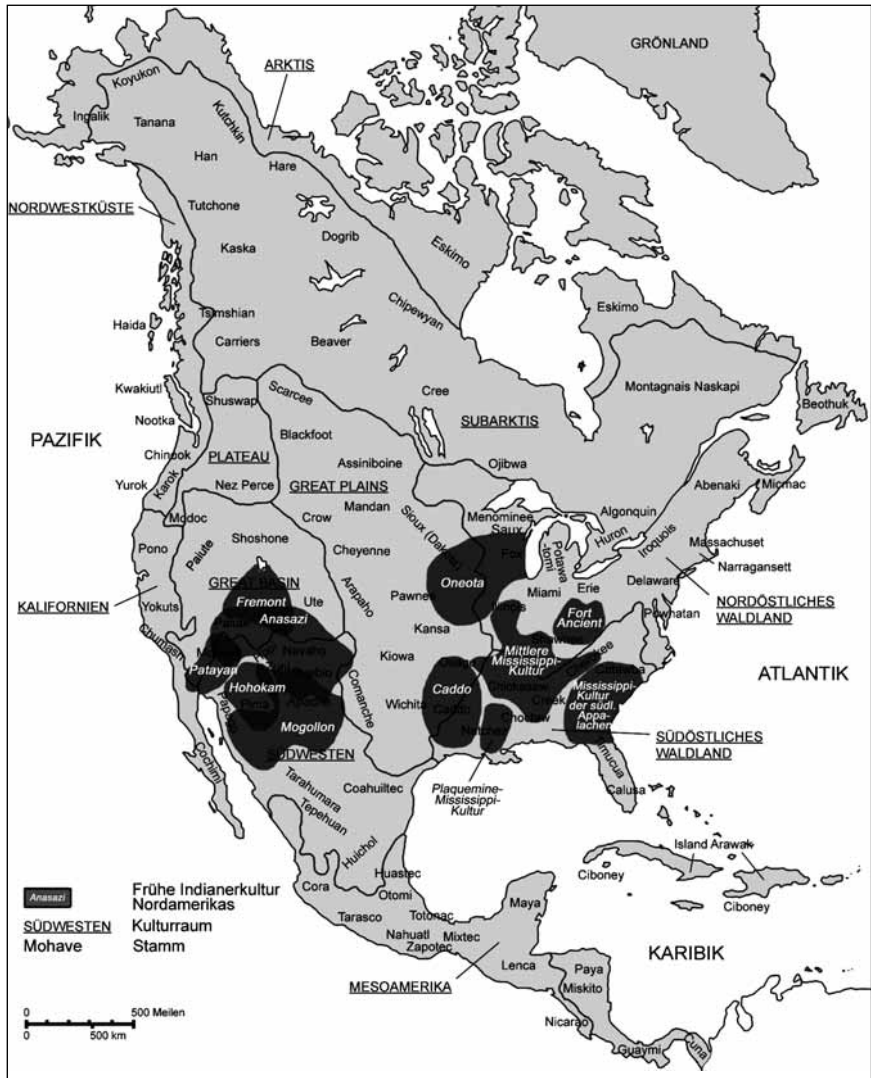


Abb. 1: Das Dorf Pomeiock, ca. 1590

wohner der Karibikinseln weitgehend ausgerottet. Die indianischen Kulturen im Mississippi-Tal hatten ihren Höhepunkt offenbar schon um 1350 überschritten, aber der rapide demographische Niedergang setzte auch hier erst mit der europäischen Kolonisierung ein. Als "Faustregel" gilt, dass sich die Zahl der *Native Americans* innerhalb von hundert Jahren nach dem ersten Kontakt mit Europäern um etwa 90 Prozent verringerte. Lebten beispielsweise um 1570, zur Zeit der frühesten englischen Siedlungsversuche an der Festlandsküste, östlich des Mississippi 3 Millionen Indianer, so waren es 1670 gerade noch 300 000. Im südlichen Neuengland schrumpfte die Zahl der Ureinwohner im sel-

ben Zeitraum von ca. 120 000 auf 12 000. Hier trafen die Puritaner auf eine indianische Bevölkerung, die durch von Entdeckungsreisenden und Abenteurern eingeschleppte Krankheitserreger so sehr geschwächt war, dass sie kaum noch Widerstand leisten konnte. Als sich der Stamm der Pequots im Connecticut-Tal 1637 dennoch gegen die weiße Landnahme zur Wehr setzte, töteten puritanische Milizen und verbündete Indianer etwa 500 Männer, Frauen und Kinder und verkauften viele Überlebende als Sklaven auf die Karibikinseln. Dieses brutale Vorgehen wurde mit dem Hinweis auf die "Sündhaftigkeit" der "Wilden" und einem aus der Bibel abgeleiteten Anspruch auf "ungenutztes" Land gerechtfertigt. Die Geistlichen deuteten die militärischen Erfolge ebenso wie das Massensterben der Indianer an Pocken oder anderen Epidemien als Fingerzeig Gottes, dass die Wildnis für das "auserwählte Volk" der Puritaner vorbestimmt sei.

Ähnliche Folgen zeitigte das Zusammentreffen von Europäern und *Native Americans* in der südlicher gelegenen Chesapeake-Region, obwohl es den Siedlern der Virginia Company ohne die anfängliche Unterstützung durch den Häuptling Powhatan und dessen Tochter Pocahontas kaum gelungen wäre, dauerhaft Fuß zu fassen. Ein indianischer Aufstand im Jahr 1622 diente dazu, die systematische Bekämpfung und Dezimierung der einheimischen Stämme



Die Indianerkulturen Nordamerikas

zu rechtfertigen. Das Bild des "edlen Wilden", das in Europa von den Befürwortern der Kolonisierung propagiert wurde und das viele Engländer mit nach Amerika brachten, schlug innerhalb weniger Jahre in ein aggressives Feindbild um. Dabei schrieben die Siedler den Indianern häufig negative Eigenschaften wie Grausamkeit, Heimtücke und Habgier zu, die sie selbst in ihrem Verhalten gegen die Ureinwohner an den Tag legten. Die Zerstörung der indianischen

Stammeskulturen konnte aber nicht ohne negative moralische Rückwirkungen auf die kolonialen Gemeinschaften selbst bleiben, die doch in vieler Hinsicht – etwa durch die Übernahme der Nutzpflanzen Mais und Tabak – von den *Native Americans* profitiert hatten.

Als mindestens ebenso schwere und anhaltende, bis in die Gegenwart fort-dauernde Belastung sollte sich die Versklavung von Afrikanern erweisen, die auf dem nordamerikanischen Kontinent in nennenswertem Ausmaß erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts begann. Die Schwarzen, die ab 1619 nach Virginia gebracht wurden, waren rechtlich zunächst nicht wesentlich schlechter gestellt als die weißen Knechte (*indentured servants*), die über eine bestimmte Zahl von Jahren die Kosten ihrer Schiffspassage abdieneen mussten. Einige Afrikaner erlangten sogar, zumeist wohl als Belohnung für ihren Übertritt zum Christentum, die völlige Freiheit. Sexuelle Kontakte von Schwarzen und Weißen und sogar Mischehen waren keine Seltenheit, obwohl für solches Verhalten Kirchenstrafen und (im Fall der Afrikaner) Peitschenhiebe drohten. Seit den 1660er Jahren wurde der Status der Schwarzen jedoch durch Gerichtsurteile und auf gesetzlichem Wege immer mehr vermindert, bis sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Konzept der *chattel slavery* fest etablierte, das die Afrikaner zu "beweglichem Besitz" (*personal property*) und zur Ware degradierte. Hierbei handelte es sich um die einzige gravierende Abweichung vom englischen *common law*, denn die Institution der *chattel slavery* existierte nicht im Mutterland, sondern wurde von den Karibikinseln übernommen.

Die schrittweise Einführung der Sklaverei auf dem nordamerikanischen Festland muss im größeren Zusammenhang eines Systems der Zwangsarbeit gesehen werden, mit dem die europäischen Mächte (Spanien, Portugal, Niederlande, Frankreich, England) seit dem 16. Jahrhundert die gesamte "Neue Welt" überzogen. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an setzten sich die Engländer immer erfolgreicher gegen ihre Konkurrenten durch und legten mit dem Kolonial- und Sklavenhandel den Grundstein für den wirtschaftlichen Aufschwung Großbritanniens. Im Vergleich zu den Zuckerinseln in der Karibik wie etwa Barbados und Jamaica, auf denen eine regelrechte "Vernichtung durch Arbeit" praktiziert wurde, mutet das Schicksal der Sklaven in den Festlandskolonien noch einigermaßen erträglich an. Während die hohe Todesrate auf den Inseln nur durch ständige Neuzufuhr aus Afrika ausgeglichen werden konnte, nahm die Sklavenbevölkerung in der Chesapeake-Region ab 1720 auf natürliche Weise zu. Weiter südlich, in den malariaverseuchten Reisanbaugebieten South Carolinas, herrschten härtere Bedingungen, und die Lebenserwartung war entsprechend geringer. Dabei wäre den Weißen die Kultivierung von Reis (und später auch Indigo) ohne die Erfahrung und die Hilfe der Afrikaner gar nicht gelungen. South Carolina entsprach auch insofern am ehesten den Zuckerkolonien, als hier schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Zahl der Sklaven diejenige der weißen Pflanzler und Farmer überstieg. Immer mehr Plantagenbesitzer zogen sich nach Art der spanischen und englischen *absentee landowners* in Städte wie Charleston

und Savannah zurück und überließen die unmittelbare Kontrolle ihren Verwaltern und Sklavenaufsehern.

Obgleich Nordamerika nur etwa 5 Prozent der fast 11 Millionen in die westliche Hemisphäre verschleppten Afrikaner aufnahm, handelte es sich doch um weit mehr als nur ein Rinnsal im großen Einwandererstrom. Bis zum Unabhängigkeitskrieg gelangten ca. 300 000 Sklaven als unfreiwillige Immigranten auf das nordamerikanische Festland, gegenüber ca. 500 000 Europäern, die als freie Einwanderer, *indentured servants* oder Sträflinge (*convicts*) kamen. Um 1770 lebten (bei einer Gesamteinwohnerzahl von 3 Millionen) etwa 500 000 Sklaven in den dreizehn Kolonien, die sich zu den Vereinigten Staaten von Amerika zusammenschlossen. Sie machten ein gutes Drittel der Bevölkerung der südlichen Kolonien aus, deren Wirtschaftssystem zu dieser Zeit bereits ganz auf der Ausbeutung von Sklavenarbeit beruhte.

Die ökonomischen Vorteile, die dieses extreme Herr-Knecht-Verhältnis den Weißen einbrachte, mussten mit moralischen und psychologischen Schäden erkaufte werden. Niemand erkannte besser als Thomas Jefferson, selbst ein Sklavenhalter, wie tief sich dieses Übel bereits in das Bewusstsein der Menschen eingefressen hatte: In seinen *Notes on the State of Virginia* beklagte er 1786, die Sklaverei gebe weißen Herren und schwarzen Knechten täglichen Anschauungsunterricht "in den ungezügeltsten Leidenschaften, im schlimmsten Despotismus auf der einen und in herabwürdigender Unterwerfung auf der anderen Seite". Andererseits konnte sich der liberale Aufklärer Jefferson aber ebenso wenig wie die meisten seiner weißen Landsleute vom Vorurteil einer "natürlichen Minderwertigkeit" der schwarzen Rasse befreien. Die Sklavengesetze (*slave codes*) der Kolonien sahen bereits für geringe Übertretungen grausame Strafen vor, um Fluchtversuche zu unterbinden und individuellen oder kollektiven Widerstand im Keim zu ersticken. Im Unterschied zu den amerikanischen Ureinwohnern war die schwarze Bevölkerung nicht in ihrer physischen Existenz bedroht, sondern "nur" zu extremer Anpassung gezwungen. In den nördlichen Kolonien, wo – mit Ausnahme von New York – die Zahl der Schwarzen relativ gering blieb, vollzog sich diese erzwungene Abkehr von den afrikanischen Wurzeln schneller als in den Gebieten südlich von Pennsylvania. Dort entwickelten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts eigenständige Kommunikationsformen und Lebensweisen sowie Ansätze einer afro-amerikanischen Kultur. In South Carolina und Georgia schufen Schwarze aus verschiedenen Teilen Afrikas die Sklavensprache Gullah, und auf den Reisplantagen konnten sich die in großen Gruppen zusammenlebenden Sklaven eine gewisse Autonomie bewahren. Dagegen verschmolzen in Virginia, Maryland und Delaware, wo Weiße und Schwarze auf Tabakplantagen oder Familienfarmen in engen Kontakt kamen, europäische und afrikanische Bräuche, Techniken und Denk- und Verhaltensweisen am ehesten zu neuen Lebensformen. Trotz der gesetzlichen Verbote fand auch – meist als Folge sexueller Ausbeutung von Sklavinnen durch ihre weißen Herren – eine Rassenvermischung statt, die den krassen Schwarz-Weiß-Gegensatz aufzulockern begann. Von einer gegenseitig-

gen kulturellen Bereicherung konnte im Zeichen der Sklaverei aber kaum die Rede sein. Der großen Mehrzahl der weißen Siedler war der Preis für das Überleben und die Entwicklung der Kolonien – die Verdrängung der Ureinwohner und die Unterdrückung der Afrikaner – nicht zu hoch. Die positiven Möglichkeiten, die das Zusammentreffen dreier Kulturen in sich barg, blieben damit weitgehend ungenutzt.

2 Regionale, ethnische und religiöse Vielfalt

Nicht Einheitlichkeit und Homogenität, sondern mosaikartige Vielfalt war das hervorstechende Merkmal der englischen Festlandskolonien. Ihren Ausgang nahm die Besiedlung – nach einigen gescheiterten Experimenten – von Jamestown im Süden (1607) und Plymouth im Norden (1620), und beide Regionen, das nach Elisabeth I., der „jungfräulichen Königin“, Virginia genannte Gebiet um die Chesapeake Bay und das „Neue England“ (New England) der Puritaner, trugen von Beginn an einen ganz unterschiedlichen Charakter.

Der Süden

Die Gründung Jamestown war das Werk von Kaufleuten und adligen Investoren, die, in der Londoner Virginia Company zusammengeschlossen, 1606 eine königliche Charter erwirkt hatten. Bei der Planung des Unternehmens spielten Hoffnungen auf Goldfunde, rasche Profite und die Errichtung einer idealen Feudalgesellschaft eine wichtige Rolle. Stattdessen entstand in den feucht-warmen, fruchtbaren Küstenstrichen von Virginia und Maryland – einem Teil des Charter-Gebiets, das nach dem Rückzug der Virginia Company 1632 von der Krone als Lehen an den katholischen Lord Baltimore vergeben wurde – eine profitable, auf den Export von Tabak spezialisierte Plantagenwirtschaft. Die meisten Landbesitzer lebten auf ihren Pflanzungen (*plantations*), die im Schnitt 500 *acres* (200 Hektar) groß waren. Den Mangel an Arbeitskräften behoben sie durch den Import von *indentured servants* aus Europa und dann, als diese Quelle gegen Ende des 17. Jahrhunderts wegen der günstigen Wirtschaftsentwicklung in England zu versiegen begann, zunehmend durch den Kauf von Sklaven aus Afrika und der Karibik. Für die Vermarktung ihres Hauptprodukts Tabak blieben die Pflanzler der Chesapeake-Region weitgehend auf englische und schottische Kaufleute angewiesen.

Einige Jahrzehnte später als an der Chesapeake Bay begann die Kolonialentwicklung in den südlich anschließenden Gebieten, für die acht englische Handelspartner 1663 von Charles II. eine Charter erwarben. Diese zu Ehren des Königs „Carolina“ genannte Kolonie wurde 1691 (formell 1712) in North Carolina und South Carolina aufgeteilt. Während in North Carolina kleine und mittlere Farmen und Pflanzungen überwogen, dominierten in South

Carolina die von Sklaven bewirtschafteten großen Reisplantagen, und das günstig gelegene Charleston stieg zum wichtigsten Ausfuhrhafen auf. Noch später, erst 1732, kam die Kolonie Georgia (nach König George II. benannt) hinzu, die als militärischer Puffer gegen das spanische Florida gedacht war, deren Einwohner aber rasch auch in anhaltende Feindseligkeiten mit den Cherokee- und Creek-Indianern verwickelt wurden.

Politisch und gesellschaftlich gaben im Süden die Plantagenbesitzer den Ton an. Auf Grund der relativ geringen Lebenserwartung in dem ungesunden Klima verloren die Kinder häufig schon früh einen Elternteil oder sogar beide Eltern. Da sich in solchen Fällen in der Regel die weitere Familie ihrer annahm, erlangten Verwandtschaftsbeziehungen und Sippenloyalitäten eine immer wichtigere Bedeutung. Aus ihnen erwuchs die so genannte *Virginia Aristocracy*, eine durch Blutsbande und wirtschaftliche Interessen eng verknüpfte Eliteschicht, die sich auch mittels guter Bildung, kultivierter Lebensart und Sinn für elegante Vergnügungen wie Pferderennen, Jagdgesellschaften und Bälle von der übrigen weißen Bevölkerung abhob. Trotz erheblicher Besitzunterschiede hielten sich die sozialen Spannungen aber in Grenzen, weil die Farmer, Handwerker und Händler ganz im Sinne einer traditionellen Ständegesellschaft die Pflanzer als sozial Höhergestellte anerkannten und ihnen mit Respekt und ehrerbietiger Fügsamkeit (*deference*) begegneten. Die Pflanzerelite wiederum nahm ihre Verantwortung für das Gesamtwohl ernst (abgesehen von der im gesamten Süden unterentwickelten Schulbildung) und bemühte sich, die Führungs- und Leitbildfunktion zu erfüllen, die ihr im Rahmen dieser patriarchalischen *deferential society* zukam. Außerdem wirkte die Sklaverei der Entstehung einer potenziell gefährlichen Schicht besitzloser weißer Einwanderer entgegen.

Wirtschaftlich geriet die *Virginia Aristocracy* im Verlauf des 18. Jahrhunderts allerdings unter Druck, denn die Notwendigkeit, alle größeren Investitionen (und teilweise auch den anspruchsvollen Lebensstil) mit Hilfe von Krediten aus England zu finanzieren, trieb viele Familien in chronische Verschuldung. Die Auslaugung der Böden durch den Tabakanbau zwang zur ständigen Erweiterung der Anbaufläche oder zum Kauf neuer Plantagen, und sie verführte gelegentlich auch zu riskanten Landspekulationen in den westlichen Gebieten. In Maryland und Teilen Virginias fanden viele Farmer und Pflanzer im Getreideanbau eine günstige Alternative, was allmählich den gesamten Charakter der Chesapeake-Region mit ihrer aufstrebenden Hafenstadt Baltimore veränderte. Gegen Ende der Kolonialzeit unterschied man deshalb schon einen Upper South (Maryland, Virginia, Delaware), in dem die Sklaverei relativ an Bedeutung verlor, von dem Lower South (die Carolinas und Georgia), der strukturell eher den karibischen Sklavenkolonien ähnelte.

In ethnischer Hinsicht stellten die Engländer den größten Bevölkerungsanteil, gefolgt von den Afrikanern, die nicht nur in den Küstenebenen, sondern – in geringerer Zahl – auch auf Farmen des Hinterlands arbeiteten. Dort siedelten vor allem Schotten, deren Vorfahren das nördliche Irland kolonisiert

hatten (und die deshalb *Scots-Irish* genannt wurden), sowie Deutsche, die, zumeist aus Pennsylvania kommend, durch das Shenandoah-Tal nach Süden vordrangen. Das religiöse Leben wurde eindeutig von der Anglikanischen Kirche bestimmt, der englischen Staatskirche (*Church of England*), die in den südlichen Kolonien als einzige offizielle Kirche anerkannt war. Die meisten Iro-Schotten waren Presbyterianer, die Deutschen entweder Lutheraner oder Reformierte (wie die Mährischen Brüder, die sich unter anderem in Salem, North Carolina, niederließen), doch dies blieben – zusammen mit den Katholiken in Maryland – eher Einsprengsel in einer gemäßigt konservativen anglikanischen Kultur. Das Monopol und die Steuerprivilegien der Anglikanischen Kirche gerieten erst im 18. Jahrhundert ins Wanken, als sich mit den Methodisten und Baptisten neue, dynamische Glaubensgemeinschaften bildeten, die vor allem im einfachen Volk Anhänger fanden und an einigen Orten sogar Sklaven aufnahmen. Gemeinsam wehrten sich die Siedler gegen die Einsetzung eines anglikanischen Bischofs, die ihre religiöse und politische Autonomie von England gefährdet hätte. Diese Frage blieb bis in die Revolution hinein ein offener Streitpunkt.

Am Vorabend der Revolution lebten einschließlich der Sklaven gut 50 Prozent der Bevölkerung der Festlandskolonien im Süden. Städte und selbst größere Ortschaften blieben in der Plantagen- und Farmwirtschaft eine Seltenheit. Aufs Ganze gesehen bot die Region eine erstaunliche Mischung aus patriarchalischer Gentry-Kultur und profitorientierter Sklavenhaltergesellschaft. Die wirtschaftliche Monokultur, der Anbau der *staple crops* Tabak, Reis und Indigo, band die Kolonien fest an das Mutterland und die europäischen Märkte. Trotz dieser Abhängigkeit wuchs aber das Selbstbewusstsein der Pflanzerelite, die sich im Laufe der Zeit eher noch fester zusammenschloss und gegen ehrgeizige Aufsteiger abzuschirmen suchte.

Die Neuengland-Kolonien

Bei der Besiedelung der Region, die der Seefahrer und Abenteurer John Smith 1614 New England nannte, stand das religiöse Moment im Vordergrund. Die ersten Siedler waren strenggläubige Calvinisten, Pilgrims, die nicht nur in Opposition zur anglikanischen Staatskirche standen, sondern auch Abstand zu ihren gemäßigten Glaubensbrüdern, den Puritanern, hielten. Nachdem ihr Versuch gescheitert war, im niederländischen Exil eine dauerhafte Existenz zu gründen, kehrten sie nach England zurück und suchten die Unterstützung puritanischer Kaufleute für ein neues Auswanderungsprojekt. Im Besitz eines Patents der Virginia Company brachen dann im September 1620 18 Familien mit insgesamt 102 Personen – nicht alle von ihnen Pilgrims – an Bord der „Mayflower“ von Plymouth in die „Neue Welt“ auf. Sie erreichten aber nicht Virginia, sondern kamen – möglicherweise absichtlich – weiter nördlich in der Massachusetts Bay an. Da sie sich nun außerhalb der Juris-

diktion der Virginia Company befanden, konnten sie nach ihren eigenen Regeln leben. Noch vor der Landung bei Cape Cod unterzeichneten die 41 erwachsenen männlichen Passagiere am 11. November 1620 den *Mayflower Compact*, der später zu dem amerikanischen Gründungsdokument schlechthin erklärt wurde. Den Vorstellungen der Pilgrims vom biblischen Bund (*covenant*) entsprechend, etablierte er einen *civil body politic*, der die Mitglieder der Gemeinschaft verpflichtete, sich gegenseitig Beistand zu leisten und den Anweisungen der Amtsinhaber zu gehorchen. Damit gaben sie ihrem Verlangen nach Selbstbestimmung und religiöser Autonomie eine politische Form und schufen – unter der Souveränität des englischen Königs James I. – ein Regierungssystem für die neue Kolonie Plymouth Plantation. Wohl nur durch die Zusammenarbeit mit den Indianern, die in dieser Gegend durch Epidemien sehr geschwächt waren, überstand die Plymouth-Kolonie die harten Anfangsjahre und konnte sich stabilisieren. Ihrer Ausdehnung waren aber enge Grenzen gesetzt, denn die Siedler, die in Bruderschaften (*brotherhoods*) nach strikten religiösen Regeln lebten, lehnten das Streben nach Wohlstand und weltlicher Macht bewusst ab. Im Gefolge der *Glorious Revolution*, die auch in Neuengland politische Veränderungen bewirkte, ging die Kolonie der Pilgrims mit ihren 7 500 Einwohnern schließlich 1691 in Massachusetts auf.

Die zweite, letztlich stärkere Wurzel Neuenglands war die 1629 von der Krone mit einer Charter ausgestattete Massachusetts Bay Company. Sie förderte die Auswanderung von Puritanern, einer gemäßigten calvinistischen Glaubensrichtung, die in England vergeblich versucht hatte, die Staatskirche von katholischen „Überresten“ zu reinigen. Unter dem Eindruck der krisenhaften Entwicklung in England und der blutigen Religionskriege in Europa fasste einer ihrer Führer, John Winthrop, den Entschluss, möglichst viele Gläubige und vielleicht sogar das Christentum selbst durch einen Exodus nach Amerika zu retten. In der Wildnis sollte eine „City upon a Hill“, ein dem wahren Glauben geweihtes und dem Rest der Welt zum leuchtenden Vorbild dienendes Gemeinwesen errichtet werden. Nachdem der gebildete und besitzende Winthrop von König Charles I. eine koloniale Charter erlangt hatte, verließen 1 630 900 Puritaner auf elf Schiffen England in Richtung Massachusetts Bay. Bis 1640 strömten in einer ersten „Einwanderungswelle“ über 20 000 englische Puritaner, zumeist im Familienverband, in die neue Kolonie. Ihr Zentrum war Boston, aber das Siedlungsgebiet dehnte sich bald bis zum Connecticut River nach Maine und New Hampshire aus. Zum ersten Gouverneur wurde John Winthrop gewählt, dessen religiös-orthodoxer und elitärer Führungsstil die Kolonie auf lange Zeit hinaus prägte. Das von Winthrop formulierte Sendungsbewusstsein überdauerte die Kolonialzeit und bildet bis heute – in religiöser und in säkularisierter Form – eines der wichtigsten Elemente des amerikanischen Selbstverständnisses und der nationalen Identität.

Anders als die Pilgrims waren die Puritaner machtbewusst und strebten nach wirtschaftlichem Erfolg, den sie als Zeichen der göttlichen Gnade und Auserwähltheit werteten. Nicht wenige von ihnen wurden Kaufleute, Reeder

und Schiffseigner, die am Küstenhandel und Fischfang, vor allem aber am Überseehandel mit den Karibikinseln und dem Mutterland gut verdienten. Massachusetts Bay war keine Theokratie, denn die Geistlichen übten zwar moralische Autorität, aber normalerweise keine Regierungsgämter aus. Andererseits bildeten Kirche und Staat eine feste Einheit, und das Wahlrecht blieb bis 1691 für männliche puritanische Kirchenmitglieder reserviert. Die politische Führung lag in den Händen weniger Familien, die früh eingewandert waren und die besten Besitztitel erworben hatten. Auf der anderen Seite wurde das Prinzip der gemeindlichen Selbstverwaltung (*local self-government*) groß geschrieben, so dass sich oligarchische mit demokratischen Zügen mischten. Das kirchliche Leben war ebenfalls dezentralisiert und vollzog sich in weitgehend selbstständigen Gemeindebezirken, den Kongregationen (*congregations*), die der gesamten Glaubensrichtung den Namen Kongregationalismus verliehen.

Im Sinne des biblischen *covenant* forderten die Puritaner die Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft. Die Tugenden, die ihre Geistlichen predigten – Gottesfurcht, Fleiß, Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung –, sollten nicht so sehr dem individuellen Fortkommen als vielmehr dem Wohl der Gemeinden dienen. Um diese Ideale zu verwirklichen, führten sie ein rigides System der geistigen und sozialen Kontrollen ein, das sich bald als Quelle innerer Spannungen erwies. Im Extremfall konnte diese Unduldsamkeit zu Hexenverfolgungen, Prozessen und Hinrichtungen führen, wie sie noch in den 1690er Jahren in Salem stattfanden. Der gewöhnliche Ausweg war aber die Flucht Andersdenkender, die im Laufe des 17. Jahrhunderts die Abspaltung dreier Kolonien von Massachusetts zur Folge hatte. 1636 gründete Roger Williams mit einigen Anhängern Providence Plantation auf Rhode Island, wo, wie er versprach, niemand seines Gewissens wegen belästigt werden würde. In der Tat wurde die Kolonie bald für ihre Toleranz und ihren demokratischen Geist bekannt, aber auch für die tiefe Verstrickung ihrer Kaufleute in den transatlantischen Sklavenhandel: Hier liegt einer der Widersprüche, an denen die Geschichte Neuenglands und Nordamerikas insgesamt so reich ist.

Auf ähnliche Weise wie Rhode Island entstand Connecticut, nachdem Thomas Hooker in Ungnade gefallen war und mit seiner Kongregation Cambridge hatte verlassen müssen. Unter Hookers Führung schlossen sich 1638/39 die Gemeinden am Connecticut River zusammen und vertrieben in blutigen Kämpfen die dort lebenden Pequot-Indianer. 1662 erhielt die Kolonie eine eigene königliche Charter und schloss sich mit der Puritaner-Siedlung in New Haven zusammen. Unablässige Grenzstreitigkeiten mit allen benachbarten Kolonien taten der wirtschaftlichen Entwicklung kaum Abbruch: Um 1775 hatte Connecticut etwa 200 000 Einwohner und besaß ein gut ausgewogenes Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Handel. Im Norden gehörte das Gebiet zwischen dem Pisquataqua und dem Connecticut River, das die Siedler New Hampshire nannten, bis 1679 zu Massachusetts.

Dann wurde es durch Gewährung einer königlichen Charter ebenfalls eine separate Kolonie, die mit Connecticut das Schicksal der unsicheren Grenzen teilte. Im Landesinnern leisteten die Indianer, oft mit französischer Unterstützung, Widerstand gegen das Vordringen englischer Kolonisten. Ungelöst blieb bis zur Revolution der Konflikt mit New York um das bergige Vermont-Territorium westlich des Connecticut River. Vermont gehörte deshalb nicht zu den dreizehn "Ursprungskolonien", sondern blieb unabhängig, bis es 1791 den Vereinigten Staaten beitrug.

Trotz der Verselbstständigung von Rhode Island, Connecticut und New Hampshire blieb Massachusetts – mit Plymouth Plantation und dem Maine-Distrikt, die es 1691 von der Krone zugesprochen bekam – die bevölkerungsreichste und wirtschaftlich stärkste Neuengland-Kolonie. Die Hafenstadt Boston hatte 1775 16 000 Einwohner – nicht viel im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung von ca. 300 000. Das Erscheinungsbild der Kolonie und von Neuengland insgesamt prägten nach wie vor Familienfarmen, auf deren eher kargen Böden wie in der Heimat Ackerbau und Viehzucht betrieben wurden, sowie Dörfer und kleine Städtchen mit ihren religiösen *Meeting houses* und den *Town halls* zur lokalen Selbstverwaltung. Ethnisch waren die Neuengland-Kolonien so homogen, dass sie "englischer als England" wirkten, und im religiösen Bereich herrschte – ungeachtet der theologischen Meinungsverschiedenheiten – weitgehende puritanische Konformität. Im 18. Jahrhundert lockerten sich die sozialen Kontrollen allmählich, und die Autorität des orthodoxen Klerus wurde seit den 1740er Jahren durch eine religiöse Erweckungsbewegung, das *Great Awakening*, geschwächt. Mit Ausnahme von Rhode Island blieben die Privilegien der kongregationalistischen Kirche dennoch erhalten: Anglikaner, Quäker und Baptisten durften ihren Glauben zwar praktizieren, wurden aber nur toleriert. Sie mussten sich von den Behörden registrieren lassen und Steuern entrichten, die nur der puritanischen Obrigkeit und deren Kirchen zugute kamen.

Die religiöse Liberalisierung des 18. Jahrhunderts erzeugte auch eine wirtschaftliche Aufbruchstimmung. Unter den gewandelten Umständen konnten die alten puritanischen Tugenden mehr und mehr zu Triebfedern einer an individueller Leistung und Wachstum orientierten Wirtschaft werden. Trotz des Aufschwungs, den der Handel in den Küstenstädten nahm, und trotz des steigenden Wohlstands der Kaufleute und einiger Anwälte zeichnete sich Neuengland aber auch am Ende der Kolonialzeit durch relativ geringe Besitzunterschiede und eine egalitäre Sozialstruktur aus. Allerdings erzeugten das starke Bevölkerungswachstum (auf Grund des gesunden Klimas war die Lebenserwartung wesentlich höher als im Süden) und die Neuzuwanderung einen zunehmenden inneren Druck, der sich nur durch die Erschließung weiteren Siedlungslandes im Westen ausgleichen ließ.

Nach dem Willen der puritanischen Gründer sollte möglichst jedes Gemeindemitglied die Bibel lesen können, um mit offenem Geist auf die göttliche Gnade und Erlösung vorbereitet zu sein. Ab der Mitte des 17. Jahrhun-

derts bauten die Kolonialparlamente deshalb mit Steuergeldern ein System von Grundschulen und höheren Lateinschulen auf, das Neuengland zur Region mit der höchsten Alphabetisierungsrate und der besten Allgemeinbildung in ganz Amerika machte. Schon 1636 war Harvard College in Cambridge gegründet worden, vor allem um Nachwuchs an Geistlichen heranzuziehen, aber auch, um die Gentlemen, die Söhne der führenden Familien, in den Schönen Künsten zu unterweisen. Yale College in New Haven, Connecticut, geht auf das Jahr 1701 zurück und zählt damit ebenfalls zu den ersten nordamerikanischen Universitäten. Gemessen an den anderen Kolonien trat Neuengland also mit einem erstaunlich hohen Bildungsniveau in die Revolutionsepoche ein. Ungeachtet aller Verweltlichungstendenzen lebte das puritanische Erbe in dem Auserwähltheitsglauben fort, der Neuengland eine hervorgehobene Rolle im göttlichen Heilsplan zuwies. Diese Überzeugung von einer "besonderen Mission", die ursprünglich oft mit Versagensängsten und Selbstanklagen, etwa in der typisch puritanischen Predigtform der Jeremiade, einherging, strahlte bald auf alle Kolonien aus, verband sich in der Revolution mit der Ideologie des Republikanismus und wurde im 19. Jahrhundert Teil des amerikanischen Nationalbewusstseins.

Die Mittelatlantik-Kolonien

Im Vergleich mit Neuengland und dem Süden boten die Mittelatlantik-Kolonien sowohl ethnisch als auch kulturell und wirtschaftlich ein abwechslungsreiches, buntscheckiges Bild. Das hing damit zusammen, dass dieser Raum ursprünglich von Niederländern und Skandinavien besiedelt worden war und erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts an England fiel. Die Mündungsgebiete und Flussläufe des Hudson und Delaware wurden z. B. von der niederländischen Westindien-Gesellschaft erschlossen, die sich hauptsächlich für den Pelzhandel mit Indianern interessierte. Die Kolonie, die daraus hervorging, hieß zunächst Neu-Niederlande mit dem Hafen Neu-Amsterdam, gelegen auf einer Insel – dem heutigen Manhattan –, die man den Manhatas-Indianern für Schmuck im Wert von 50 Gulden abgekauft hatte. Die niederländischen Generaldirektoren wirtschafteten allerdings hauptsächlich in die eigene Tasche und sorgten dafür, dass einige auserwählte Familien riesige Landgüter im Hudson-Tal erhielten, die sie mit Pächtern besetzten. In den 1660er Jahren ging die Kolonie als Folge der englisch-niederländischen Seekriege in den Besitz der englischen Krone über, und Charles II. vergab sie als Lehen an seinen Bruder James, den Herzog von York und Albany. Aus Neu-Niederlande und Neu-Amsterdam wurden deshalb die Kolonie New York und New York City, und Fort Orange im Hudson-Tal hieß fortan Albany.

Die Kolonie New Jersey war ebenfalls Teil der niederländisch-skandinavischen Einflusszone gewesen. Der Herzog von York löste sie 1664 aus seinem Lehensbesitz heraus und übergab sie an zwei seiner Gefolgsleute. Von England

aus versuchten die Besitzer, neue Siedler zu gewinnen, indem sie Land unter günstigen Bedingungen anboten, eine gesetzgebende Versammlung in Aussicht stellten und Gewissensfreiheit versprochen. East Jersey (der Norden) nahm einen neuenglischen Charakter an und orientierte sich zu New York City hin, während West Jersey (der Süden) zur ersten Heimstätte der Quäker wurde, unter ihnen William Penn, der spätere Gründer von Pennsylvania. Penn entstammte einer wohlhabenden und einflussreichen englischen Familie, war aber als junger Mann der *Society of Friends* beigetreten, deren Mitglieder – die Quäker genannt wurden – wegen ihrer Kriegsdienst- und Steuerverweigerung in Konflikt mit den staatlichen und kirchlichen Autoritäten gerieten. Um seinen Glaubensbrüdern und -schwestern die freie Religionsausübung zu ermöglichen, bemühte sich Penn um Landerwerb für Quäkergemeinden in Nordamerika. Seine Handschrift ist bereits in den bemerkenswert liberalen *Laws, Concessions, and Agreements of West Jersey* von 1677 zu erkennen, einem Dokument, das völlige Gewissensfreiheit, eine großzügige Landvergabe und die Kontrolle des kolonialen Steuerwesens durch eine repräsentative Versammlung garantierte.

Im Spektrum der Dissenter, der Abweichler von der anglikanischen Staatskirche, gehörten die Quäker zu den radikalsten Sekten des 17. Jahrhunderts. Sie praktizierten eine ganz auf das Individuum und seine "innere Erleuchtung" ausgerichtete Religion, die weder kirchliche Institutionen noch einen Klerus und feste Rituale benötigte. Als Pazifisten und Gegner weltlicher Autorität verweigerten sie jeglichen Loyalitätseid, bestanden auf der absoluten Gewissensfreiheit und forderten soziale Reformen zu Gunsten der Unterschichten. In Amerika machten sich Quäkergemeinden – neben Mennoniten aus Deutschland – zu ersten Fürsprechern der Sklavenbefreiung, auch wenn einige Quäker selbst Sklaven besaßen. Auf Fürsprache von Penns Vater, der König Charles II. eine erhebliche Geldsumme geliehen hatte, und auf Grund seiner guten Beziehungen zum englischen Parlament wurde William Penn 1681 mit dem gesamten noch nicht zugewiesenen Gebiet zwischen New York und Maryland belehnt. Es umfasste 20 Millionen *acres* und war damit fast so groß wie das Mutterland. Im Jahr darauf gab Penn der Kolonie seinen Namen und gründete am Zusammenfluss von Delaware River und Schuylkill River die "Stadt der brüderlichen Liebe", Philadelphia. Sein erster Verfassungsplan für das "heilige Experiment" zeigt, dass Penn nach Temperament und Erziehung Aristokrat war: Er verband hehre moralische Grundsätze mit einem Regierungs- und Verwaltungssystem, das die politische Macht bei ihm selbst als dem *proprietor* und bei den von ihm ernannten Beamten konzentrierte. Die Vertreter des Volkes, die von den Landbesitzern gewählt wurden, mussten sich darauf beschränken, die von der Regierung eingebrachten Gesetze entweder anzunehmen oder abzulehnen. Auf diese Weise glaubte Penn, das Fundament für ein harmonisches und stabiles Gemeinwesen gelegt zu haben.

Die Wirklichkeit entsprach, wie fast überall in den Kolonien, nicht den Erwartungen und Utopien des Gründers. Penn hatte keine glückliche Hand bei



Abb. 2: Vertragsschluss zwischen William Penn und einer Gruppe Delaware-Indianer, 1681

der Auswahl seiner Stellvertreter und geriet in Streit mit den Siedlern, die ihm 1701 eine neue, demokratischere *Charter of Liberties* abrang. Die Quäker-Elite lenkte aber weiterhin die Geschicke der Kolonie, was umso bemerkenswerter ist, als die Quäker zahlenmäßig gegenüber anderen Religionsgemeinschaften wie Lutheranern, Presbyterianern und Reformierten bald in die Minderheit gerieten. 1704 musste Penn den Siedlern der drei *Lower Counties* am Unterlauf des Delaware River ein eigenes Parlament zugestehen, beharrte jedoch darauf, dass sie unter der Oberhoheit des Gouverneurs von Pennsylvania blieben. Ungeachtet dieser formalen Verbindung entwickelte sich Delaware, wie die drei Kreise von nun an hießen, zu einer selbstständigen, wenn gleich wirtschaftlich eng an Pennsylvania angelehnten Kolonie.

Ökonomisch waren die Mittelatlantik-Kolonien geprägt durch mittleren bis größeren Farmbesitz, der auf fruchtbaren Böden die Erwirtschaftung von Getreide- und Fleischüberschüssen für den Export, hauptsächlich in die Karibik, aber auch in die südlichen Festlandskolonien und sogar nach Europa ermöglichte. Die Ausnahme von diesem System der Familienfarmen bildeten die feudalen Landgüter (*manors*) im Hudson-Tal, auf denen auch nach dem Abzug der niederländischen Verwaltung vorwiegend Holländer als Pächter (*tenants*) saßen. Ihre Besitzer verfügten weiterhin über enormen politischen

Einfluss in New York, sofern sie es nicht vorzogen, nach dem Beispiel vieler karibischer Pflanzer als *absentee landowners* in Europa von den Pachtzinsen zu leben. New York City erlangte wegen seines exzellenten Hafens überregionale Bedeutung als Handels- und Finanzzentrum. Die Stadt wuchs schneller als Boston und brachte eine koloniale Kaufmannselite hervor, die sich erfolgreich im Überseehandel engagierte. Noch mehr Dynamik legte Pennsylvania an den Tag, das unternehmungslustige Einwanderer aus ganz Europa anzog, nicht zuletzt Deutsche, die – zum Teil als *indentured servants* – religiöser Verfolgung und wirtschaftlicher Not zu entkommen suchten. Den Anfang hatten 13 Krefelder Mennoniten-Familien unter der Leitung des Theologen und Juristen Franz Daniel Pastorius gemacht, die 1683 nach 75-tägiger Schiffsreise auf der „Concord“ im Hafen von Philadelphia landeten. Pastorius, ein Freund Penns, wurde zum ersten Bürgermeister von Germantown ernannt, das rasch zur Stadt heranwuchs und lange Zeit Zentrum der deutschen Einwanderung blieb. Zahlenmäßig überwogen bald Pietisten, Lutheraner und Reformierte, die in der Quäkerkolonie „ein ruhiges, ehrliches und gottgefälliges Leben“ führen wollten.

Der Einfluss der Quäker machte sich in einem offeneren, weniger patriarchalisch-autoritären geistigen Klima und Familienethos als in Neuengland und im Süden bemerkbar. Penns Wunschbild eines schlichten, von der Zivilisation unverdorbenen Volkes wurde aber sehr schnell durch das Eindringen des Wettbewerbsprinzips korrigiert. Die günstige geographische Lage, eine Regierung, die den Bürgern nur wenig Steuern auferlegte, und eine gesunde Mischung aus Farmern, Handwerkern, Kaufleuten, Kleinunternehmern und Arbeitern machte Pennsylvania zum Mittelpunkt des kolonialen Wirtschaftslebens. Diese Struktur und die im Exportgeschäft erzielten Gewinne boten auch die beste Voraussetzung für künftige industrielle Unternehmungen. Philadelphia, zur Zeit der Revolution mit 40 000 Einwohnern die größte Stadt in Nordamerika, entwickelte sich überdies zum geistigen Zentrum der Neuen Welt. Ihr prominentester Bürger, der Drucker, Schriftsteller und Naturwissenschaftler Benjamin Franklin, personifizierte im Europa der Aufklärung geradezu das freiheitliche, prosperierende „Wunder im Westen“, das eine Alternative zu Absolutismus und religiöser Intoleranz aufscheinen ließ.

Bunte Vielfalt herrschte vor allem in ethnischer und religiöser Hinsicht. Während in Massachusetts (nach dem ersten Zensus von 1790) 81 Prozent der Bevölkerung englischer Herkunft waren, traf das in New York nur auf 52 Prozent, in Pennsylvania sogar nur auf 35 Prozent zu. In New York und New Jersey machten die Niederländer 17,5 bzw. 16,6 Prozent aus, und hier lebten auch noch Skandinavier, insbesondere Schweden. In Pennsylvania stieg der Anteil deutschstämmiger Bürger bis zur Revolution auf knapp ein Drittel, in allen dreizehn Kolonien zusammen auf fast 10 Prozent an. Diese Zahlen bereiteten selbst dem ansonsten aufgeschlossenen und toleranten Benjamin Franklin Sorgen vor einer „Überfremdung“ Pennsylvanias durch Deutsche. Im Hinterland von New York und Pennsylvania siedelten zudem Iren, Schot-

ten, Iro-Schotten und französische Hugenotten, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 ihre Heimat hatten verlassen müssen. Die nördlichste Kolonie mit einer beachtlichen Sklavenbevölkerung war New York (16 000), und auch in New Jersey, Pennsylvania und Delaware lebten jeweils einige tausend unfreie und wenige freie Afrikaner. Von der religiösen Zusammensetzung her hielt New York die Spitze, wo die Anglikaner zwar das offizielle Kirchenregiment stellten, wo aber nicht weniger als zehn größere christliche Glaubensgemeinschaften (*denominations*) vertreten waren: Niederländisch-Reformierte, die anfangs die Staatskirche gebildet hatten; Presbyterianer, Lutheraner, Anglikaner, Quäker, Baptisten, Kongregationalisten, Französisch-Reformierte (Hugenotten), Deutsch-Reformierte, Pietisten und Katholiken; hinzu kam noch eine jüdische Gemeinde in New York City. Weder in New York noch in Pennsylvania oder anderswo kam es zur völligen "Verschmelzung" dieser unterschiedlichen ethnisch-religiösen Kulturen, wie es der französische Einwanderer St. John de Crèvecoeur um 1770 in seinen später berühmten *Letters from an American Farmer* behauptete: "What, then, is the American, this new man? He is neither an European, nor the descendant of an European ... Here individuals of all nations are melted in a new race of men, whose labors and posterity will one day cause great changes in the world ...". Diese Aussage hatte eher die Qualität eines Glaubensbekenntnisses und einer Prophezeiung als den Wert einer empirischen Beobachtung; aber schon die Pluralität und das friedliche Nebeneinander so vieler ethnischer Gruppen und religiöser Richtungen waren zu der Zeit einmalig in der atlantischen Welt. Diese Vielfalt machte auch einen bedeutenden Teil des gesellschaftlichen Reichtums aus, denn Wirtschaft und Geistesleben konnten sich nirgends so ungehindert entfalten wie in den Mittelatlantik-Kolonien.

Küste und Hinterland

Die regionale Differenzierung in Neuengland, Mittelatlantik-Kolonien und (oberen und unteren) Süden wurde ergänzt durch eine Ost-West-Gliederung, die in den weit nach Westen reichenden Kolonien am ausgeprägtesten war. Im Zuge der Erschließung und Besiedlung bildeten sich drei Zonen mit unterschiedlichen wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten heraus. In den Küstengebieten und größeren Flusstälern herrschte wegen der guten Böden und günstigen Transportmöglichkeiten die kommerzielle Landwirtschaft vor, d. h. die Herstellung von Agrarprodukten für die städtischen Märkte oder den Export. Davon profitierten Pflanzler und Familienfarmer gleichermaßen, die ihren Wohlstand von Generation zu Generation mehren konnten. In dieser Zone entstanden auch die bedeutenden Städte von Boston über New York, Philadelphia und Baltimore bis Charleston, die Handel und Gewerbe an sich zogen. Unternehmerische Naturen fanden hier die besten Aufstiegschancen, denn Geldvermögen ersetzte schon bald (zumindest in Neuengland und den

Mittelkolonien) die traditionellen Status- und Rangmerkmale. In dem Maße, wie sich die Sozialstruktur ausdifferenzierte, begann sie sich aber auch zu verfestigen, und nahm die Besitzkonzentration zu. In Boston verfügten z. B. die reichsten 10 Prozent der Bevölkerung 1690 über 27 Prozent des zu versteuernden Vermögens, 1770 dagegen schon über 44 Prozent. Die Zeitgenossen nahmen die Schichtung der Gesellschaft deutlich wahr und unterschieden zwischen der "better sort of people", der "middling sort" und den "lower people". Zur Oberschicht zählten die Pflanzer und Großgrundbesitzer, die reichen Kaufleute und Schiffseigner sowie die prominentesten Angehörigen der freien Berufe wie Anwälte, Ärzte und Gelehrte. Die relativ breite Mittelschicht wurde gebildet von Lehrern und Pfarrern, Handwerkern, Händlern, Ladenbesitzern, Wirten und Gesellen. Am unteren Ende der städtischen Sozialpyramide befanden sich besitzlose Arbeiter, Seeleute und Dienstboten, deren Zahl in Boston von 1690 bis 1770 um das Vierfache anstieg, sowie *indentured servants*, die ihre Schiffsreise abarbeiten mussten, freie Afro-Amerikaner und Sklaven.

Große Teile Neuenglands sowie weniger fruchtbare Gebiete im Hinterland der Mittel- und Südkolonien lassen sich einer zweiten Zone zuordnen, in der die Farmfamilien nur so viel (oder wenig mehr) produzierten, als sie selbst verbrauchten. Die Sozialstruktur war in dieser Zone der Subsistenzwirtschaft entsprechend einfach, denn außer Farmern – die selten Sklaven besaßen – gab es hier nur wenige Handwerker und Händler. Allerdings nahm infolge der hohen Geburtenrate die Gruppe derjenigen zu, die kein Land erben konnten und daher ihr Glück in den Städten oder weiter im Westen an der Siedlungsgrenze suchen mussten. Unter den primitiven Bedingungen dieser *Frontier*-Region, die ständig in Bewegung war, lebten Trapper, die jagten und mit Indianern Pelzhandel trieben, sowie Farmer – die teils verachteten, teils bewunderten oder wegen ihrer Rauheit gefürchteten *backwoodsmen* – allein oder mit ihren Familien. Sie gerieten auch immer wieder, meist gegen den Willen der Regierungen, in blutige Konflikte mit Indianern, die sich von ihrem Vordringen besonders bedroht fühlten.

Auf Grund dieses allmählichen Voranschubens der *Frontier*, das mit dem Übergang von der Subsistenzwirtschaft zur kommerziellen Landwirtschaft verbunden war, erreichte die koloniale Gesellschaft einen hohen Grad der Mobilität – sowohl horizontal (geographisch), als auch vertikal (als sozialer Aufstieg). Die Wirtschaftsstruktur blieb vorwiegend agrarisch: Ca. 80 Prozent der arbeitenden Bevölkerung lebte auf Farmen und Plantagen, 10–15 Prozent waren Handwerker, und die Gruppe der Kaufleute und freien Berufe machte etwa 5 Prozent aus. Die "Feudalisierungstendenzen" an der Küste und in den Städten wurden im 18. Jahrhundert aufgewogen durch die Westwanderung, die dafür sorgte, dass die Gesellschaft "im Fluss" blieb. Man schätzt, dass 15 Prozent der ländlichen Bevölkerung innerhalb von 10 Jahren mindestens einmal umzogen, und diese Zahl erhöht sich unter Einschluss der Neueinwanderer auf 40 Prozent. Die Hälfte bis drei Viertel aller landlosen weißen

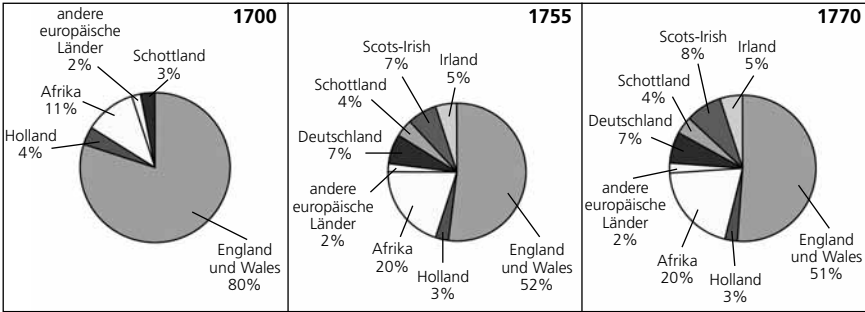


Abb. 3: Die Herkunft der nicht-indianischen Bevölkerung in den britischen Festlandskolonien (1700–1775)

Männer erwarben im Laufe ihres Lebens Landbesitz, und nur einer von zwanzig blieb dauerhaft besitzlos. Durch diese Mobilität und Dynamik hoben sich die dreizehn Siedlungskolonien auf markante Weise von den übrigen englischen Besitzungen in der Karibik und an der kanadischen Küste ab. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass gerade sie als Erste den Schritt in die Unabhängigkeit wagten. An der Schwelle zur Revolutionsepoche wies die koloniale Gesellschaft, speziell im Bereich der Werte, Normen und Mentalitäten, zwar noch deutliche aristokratisch-monarchische Merkmale auf, doch gleichzeitig verfügte sie bereits über ein beträchtliches liberales und demokratisches Potenzial.

3 Die Kolonien im Empire-Verband

Regionalisierung und Differenzierung hätten dazu führen können, dass sich die einzelnen Kolonien oder doch zumindest Norden, Mitte und Süden immer weiter auseinander entwickelten. Dieser durchaus spürbaren Tendenz zur "Fragmentierung" wirkte die Einbindung in das entstehende "erste" englische Weltreich entgegen. Zunächst waren die königlichen Charters weit weniger Teil eines Herrschaftsplanes gewesen als Ausfluss des Bemühens, verdiente Untertanen zu belohnen sowie religiöse und soziale Konflikte durch Auswanderung zu entschärfen. Nach dem Ende des Bürgerkriegs und der Restauration der Monarchie wusste die Krone ab den 1660er Jahren den Wert, den die Festlandskolonien innerhalb des mit Hilfe der *Navigation Acts* ausgebauten englischen Merkantilsystems besaßen, noch besser zu schätzen. Sie trugen zur Versorgung der Karibikinseln und des Mutterlandes mit wichtigen Rohstoffen bei (die von England aus auch profitabel in andere europäische Länder weiterverkauft werden konnten), und sie stellten einen wachsenden Markt für in England hergestellte Fertigprodukte dar. Parlament und Krone bemühten sich von nun an verstärkt um administrative Kontrolle der

Siedler, aber ein erster Zentralisierungsschub, der 1688 zur Zusammenfassung aller Kolonien von Massachusetts bis New Jersey im *Dominion of New England* führte, scheiterte kurz darauf im Zuge der *Glorious Revolution*. Dennoch wuchsen die Festlandskolonien auch weiterhin politisch, wirtschaftlich, militärisch und kulturell enger in das Empire hinein.

Salutary Neglect und imperiale Kontrolle

Nach der Revolution von 1688/89 bildete sich über mehrere Jahrzehnte ein lockeres Beziehungsmuster zwischen Mutterland und Kolonien heraus, das der englische Staatsmann und Philosoph Edmund Burke gegen Ende des 18. Jahrhunderts treffend als "heilsame Vernachlässigung" (*salutary neglect*) charakterisierte. Allerdings ging das Verlangen nach imperialer Kontrolle nicht ganz verloren, wie sich 1696 in der Einrichtung eines *Board of Trade and Plantations* in London zeigte. Im selben Jahr verabschiedete das Parlament einen neuen *Navigation Act*, der u. a. Vizeadmiralgerichte (*Vice Admiralty Courts*) in den Kolonien vorsah, die ohne Geschworene über Fälle von Schmuggel und Piraterie entscheiden konnten. Ein weiteres Zeichen dafür, dass die Kolonien allmählich vom Empire "absorbiert" wurden, ist im Übergang zu dem System der *royal colonies* nach dem Vorbild der Karibik-Inseln zu sehen. Die meisten Festlandskolonien waren als *charter colonies* von Handelsgesellschaften oder als *proprietary colonies* von adligen Lehnsmännern gegründet worden. Diese Rechtsform, die in der Regel weitreichende Selbstverwaltungsbefugnisse beinhaltete, wurde bis 1720 mehrheitlich durch das Institut der *royal colony* ersetzt. Der König selbst ernannte die Gouverneure dieser "königlichen Kolonien", und die Gouverneure wiederum umgaben sich mit Beratern, Beamten und Richtern ihrer eigenen Wahl. Außerdem war die Gesetzgebung der *royal colonies* einer strengeren Kontrolle durch den *Board of Trade* und den *Privy Council* in London unterworfen. Nur vier Kolonien – Pennsylvania, Maryland, Rhode Island und Connecticut – behielten ihren alten Rechtsstatus bis zur Revolution bei.

Gemeinsame englische Institutionen und Kultur

Neben verstärkter zentraler Kontrolle wirkten aber noch andere, möglicherweise wichtigere Elemente dem Auseinanderdriften der Kolonien entgegen. Zum einen bildete sich im politischen Leben eine gewisse institutionelle Gleichförmigkeit heraus, die auf das Vorbild des englischen Parlaments zurückzuführen ist. So gaben sich im Laufe der Zeit fast alle Kolonien ein legislatives Zweikammer-System, in dem ein vom Volk (d. h. von den Grundbesitzern und Steuerzahlern) gewähltes Unterhaus (*Assembly* oder *House of Representatives*) das Gegengewicht zum Gouverneur, zum Gouverneursrat (dem Ober-

haus oder Senat) und zur königlichen Bürokratie bildete. Im Vergleich zu England war die Basis der Repräsentation sehr breit, denn trotz der Zensusbestimmungen konnten im 18. Jahrhundert 50–80 Prozent der erwachsenen weißen Männer aktiv am politischen Leben teilnehmen. In Neuengland hatte jede Gemeinde (*Town*) das Recht, einen oder zwei Abgeordnete ins Kolonialparlament zu schicken; in der Mitte und im Süden erfolgte die Wahl auf der Ebene der Kreise (*Counties*) oder Kirchengemeinden (*Parishes*). Parallel zum Machtgewinn des Westminster-Parlaments trotzten die kolonialen *Assemblies* den Gouverneuren immer mehr Befugnisse ab, insbesondere im Steuerwesen. Sie bestanden auch, wie das englische Parlament, auf der schriftlichen Fixierung von Rechten und Privilegien, die zum Ausgangspunkt für spätere Grundrechtserklärungen (*Bills of Rights*) werden konnten. Von New Hampshire bis Georgia machte das Tauziehen zwischen den Parlamenten und den Gouverneuren einen wesentlichen Teil der kolonialen Politik im 18. Jahrhundert aus. Sowohl die Strukturen als auch die Praktiken und Konflikte des englischen Regierungssystems waren also den meisten Siedlern gut vertraut und bildeten sich bis zu einem gewissen Grade in Nordamerika wieder ab.

Als weitere Bindemittel kamen das englische Gewohnheitsrecht (*common law*) und die englische Sprache hinzu. Da das gesamte Gerichtswesen auf dem *common law* beruhte, wurden seine Regeln auch für diejenigen Siedler verbindlich, die aus anderen, kontinentaleuropäischen Rechtskulturen kamen. Die englische Sprache mussten sie lernen, wenn sie am politischen Leben der Kolonien teilnehmen wollten. Kulturell bewahrten sich beispielsweise die Deutschen in Pennsylvania und die Niederländer in New York ein großes Maß an Autonomie, doch die Abgeordneten, die sie in die Parlamente schickten, um ihre Interessen zu vertreten, waren allesamt zweisprachig. Das ebenso hartnäckige wie falsche Gerücht, Deutsch wäre beinahe die offizielle Sprache der Vereinigten Staaten geworden, geht auf historische Missverständnisse, z. T. auch auf bewusste nationalistische Propaganda im Kaiserreich und in der NS-Zeit zurück. In Pennsylvania und Maryland erschienen ab Mitte des 18. Jahrhunderts deutschsprachige Zeitungen, und die Gesetze beider Kolonien wurden sowohl in deutscher als auch in englischer Sprache veröffentlicht. Alle Parlamentsdebatten fanden aber auf Englisch statt, und wer über das Geschehen in den Kolonien und Europa informiert sein wollte, der tat gut daran, eine der bedeutenden englischsprachigen Zeitungen zu abonnieren. Solche "Gazetten" wurden kostenlos vom Postdienst befördert, den die englische Kolonialverwaltung seit 1710 aufbaute und den Benjamin Franklin als königlicher Postmaster General in den 1750er Jahren wesentlich erweiterte. In einer Zeit, als die Kutschfahrt von New York nach Philadelphia drei Tage oder länger dauerte, waren solche Verbindungen für das Zusammengehörigkeitsgefühl besonders wichtig.

Die gebildeten Kolonisten verstanden sich als Angehörige einer transatlantischen Kulturgemeinschaft und nahmen durchaus aktiv an den geistigen Bewegungen und Auseinandersetzungen der Europäer teil. Das betraf die

Aufklärung, die in Philadelphia besonders starke Resonanz fand, ebenso wie den Pietismus, der das *Great Awakening* beeinflusste. Viele Söhne wohlhabender Familien absolvierten ihr Studium in England, und die neueste englische und französische Literatur erreichte in relativ kurzer Zeit amerikanische Leser. Besondere Aufmerksamkeit fanden – neben den Werken von Blackstone, Hume und Montesquieu – englische politische Schriftsteller, die das Zeitgeschehen kritisch kommentierten. Bezeichnenderweise wurde in Neuengland und den Mittelkolonien die radikale Form dieser Kritik (vorgetragen von den *Real Whigs* und *Commonwealthmen*) stärker rezipiert als ihre gemäßigte Variante in Form der Country-Ideologie eines Lord Bolingbroke, die dafür im Süden besser ankam. Ob diese intellektuellen Einflüsse allerdings schon ein amerikanisches Sonderbewusstsein entstehen ließen oder ob sie das gemeinsame englische Erbe festigten, ist schwer zu ermessen.

In Philadelphia, das sich nach 1720 zur kulturellen Hauptstadt der Festlandskolonien entwickelte, wurden aufklärerische Ideen am entschiedensten in praktische Neuerungen umgesetzt. Diese Vorrangstellung der Quäkerkolonie ist eng mit der Person Benjamin Franklins verbunden, der nach der Jahrhundertmitte, als er sich lange Zeit in diplomatischer Mission in London und Paris aufhielt, zur Leitfigur einer praktisch-gemäßigten amerikanischen Aufklärung avancierte. Franklin neigte seit seiner ersten Englandreise 1724/25 dem Deismus zu, verzichtete aber auf religiöse Spekulation und konzentrierte sich auf sein berufliches Fortkommen. Im *Poor Richard's Almanack* säkularisierte er ab 1732 calvinistische Tugenden und übermittelte den Zeitgenossen Verhaltensregeln und Lebensweisheiten, die zu einem Leitfaden für den amerikanischen *Self-made man* wurden. Nach dem Aufstieg zum angesehensten Buchdrucker und Zeitungsverleger Nordamerikas konnte er sich 1748 aus dem Geschäftsleben zurückziehen und seinen wissenschaftlichen und politischen Interessen widmen. Große Bedeutung für die Verbreitung aufklärerischen Gedankenguts erlangten die von ihm 1743 organisierte *American Philosophical Society*, die *Library Company* als erste öffentliche Bibliothek in den Kolonien sowie das *College of Philadelphia*. Um Franklin bildete sich ein Kreis von Aufklärern, aus dem der Astronom David Rittenhouse, der Arzt Benjamin Rush, der Literat Francis Hopkinson und die Künstler Benjamin West und Charles Willson Peale herausragten. Sie hielten Verbindung mit gleich gesinnten Persönlichkeiten und Gruppen in den anderen Kolonien und korrespondierten mit aufklärerischen Organisationen und wissenschaftlichen Akademien in Europa. In der ebenso vitalen wie toleranten und weltlich geprägten Atmosphäre Philadelphias vollzog sich die Gleichsetzung von Amerika, naturwissenschaftlicher Erkenntnis und sozialem Fortschritt, die das öffentliche Bewusstsein der Revolutionsepoche prägen sollte. Das puritanische Neuengland konnte auf diesem Gebiet trotz des relativ hohen Bildungsniveaus nicht ganz mithalten: Erst 1780 gründete der Rechtsanwalt und Politiker John Adams in Boston die *American Academy of Arts and Sciences* als Gegenstück zur *American Philosophical Society*.

Die Kolonien im englischen Merkantilsystem

Die Auswirkungen der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Kolonien und Mutterland auf das Bewusstsein der Siedler lassen sich kaum eindeutig bestimmen. Ihre zunehmende Dichte und Intensität besagen noch nicht, dass sie den Zusammenhalt der Kolonisten förderten. Die Zahlen sind allerdings eindrucksvoll: 1760 engagierte sich die Hälfte der englischen Flotte im Amerikahandel, und die Festlandskolonien, deren Bevölkerung seit 1700 von 250 000 auf über 2 Millionen angestiegen war, nahmen 25 Prozent der englischen Exporte auf. Hatte die gemeinsame Wirtschaftsleistung der Kolonien um 1700 noch 5 Prozent derjenigen des Mutterlandes betragen, so stieg dieser Prozentsatz bis zur Unabhängigkeitserklärung auf ca. 40 Prozent an. Andererseits blieben die einzelnen Kolonien in dem monopolartigen System der *Navigation Acts* vorrangig auf das Mutterland hin ausgerichtet: Besonders wertvolle *enumerated goods* wie Tabak, Reis, Indigo, Wolle und Pelze durften nur an das Mutterland verkauft werden; alle Güter, die aus Europa eingeführt wurden, mussten via England transportiert werden; und den Kolonien war gesetzlich verboten, bestimmte Produkte wie Kleidung, Hüte und Eisen herzustellen und zu exportieren, die mit englischen Waren konkurrierten. Eine wirkliche regionale Arbeitsteilung und wechselseitige Ergänzungen konnten unter solchen Umständen nicht zustande kommen. Der Austausch zwischen den dreizehn Kolonien lag um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwar immerhin bei 25 Prozent des Gesamtvolumens, aber der Außenhandel mit der Karibik und England war nach wie vor Motor des Wachstums, denn nur hier konnte man das für zusätzliche Investitionen benötigte Hartgeld verdienen. Daraus erwuchsen Rivalitäten zwischen benachbarten Kolonien, die um einen möglichst großen Anteil am Handelsaufkommen konkurrierten.

Kriege für das Empire

Ambivalenter Natur scheinen auch die Folgen gewesen zu sein, die sich aus der Beteiligung der Siedler an militärischen Unternehmungen der englischen Krone ergaben. Diese Praxis begann bereits im Pfälzischen Krieg von 1689–1697, mit dem das englisch-französische Ringen um die Vorherrschaft eröffnet wurde und der in Nordamerika als *King William's War* seinen Widerhall fand. Sie setzte sich im Spanischen Erbfolgekrieg von 1701–1713 (*Queen Anne's War*) fort und erreichte einen ersten Höhepunkt während des Österreichischen Erbfolgekrieges von 1740–1748 (*King George's War*). Stets unterstützten koloniale Milizen die regulären britischen Truppen im Kampf gegen Franzosen, Spanier und Indianer, und in der Karibik beteiligten sich amerikanische Freibeuter (*privateers*) am Kaperkrieg der Seemächte. Wenig deutet aber darauf hin, dass sich aus diesen Aktivitäten ein eigenständiges amerikanisches Bewusstsein, eine vom Mutterland separate Identität ergeben hätte. Zunächst

scheinen sie eher das emotionale Band zur Krone und zum jeweiligen englischen König als dem "obersten Kriegsherrn" noch gefestigt zu haben. Als 1752 bewaffnete Zusammenstöße im Ohio-Tal eine neue Runde des Hegemonialkampfes ankündigten, versuchte Franklin vergeblich, die Kolonien mit seinem *Albany Plan of Union* von 1754 auf eine gemeinsame Sicherheitspolitik zu verpflichten. In dem Krieg, der wenig später ausbrach, war die Loyalität der einzelnen Kolonien und ihrer Milizen zur Krone niemals gefährdet, und 1760 feierten die Siedler fast überschwänglich die Thronbesteigung ihres neuen, jugendlichen Königs George III. Dennoch wurde dieser Siebenjährige Krieg, der in den Kolonien wieder einen eigenen Namen erhielt (*French and Indian War*), in vieler Hinsicht zum Auslöser der amerikanischen Unabhängigkeit.

Im Juli 1754 erlebte der 22-jährige Major George Washington an der Spitze der virginischen Miliz bei Fort Duquesne, im Gebiet des heutigen Pittsburgh, seine Feuertaufe. Ein Jahr später erlitt er an der Seite eines englischen Generals in derselben Gegend eine schwere Niederlage gegen die Franzosen, die den Krieg letztlich auslöste. In Europa begannen die Feindseligkeiten 1756 mit dem *renversement des alliances*, bei dem Engländer und Franzosen ihre traditionellen Verbündeten "austauschten". Frankreich wandte sich von Preußen ab und sagte Österreich seine Unterstützung bei der Rückeroberung Schlesiens zu, während England Habsburg fallen ließ und sich hinter den ehemaligen Gegner Preußen stellte, um eine französische Hegemonie auf dem Kontinent zu verhindern. Das Hauptinteresse des führenden englischen Ministers William Pitt galt aber nicht Preußen, sondern es ging ihm in erster Linie darum, französische Kräfte in Europa zu binden, um die alte Rivalität in Übersee zu Gunsten des eigenen Landes zu entscheiden. Alle Gebiete, in denen die Einflussphären der beiden Mächte zusammenstießen, wurden deshalb zu Kriegsschauplätzen: Nordamerika, die Karibik, Westafrika, Indien und – als Spanien unklugerweise 1761 noch an der Seite Frankreichs in den Krieg eintrat – auch die Philippinen. Nach französischen Anfangerfolgen konnten die Engländer dank besserer Planung und Logistik überall zum Gegenangriff übergehen und entscheidende Siege erringen. Nirgends war das deutlicher zu erkennen als in Nordamerika, wo die Franzosen im 17. Jahrhundert ein Kolonialreich (La Nouvelle France und Louisiana) geschaffen hatten, das sich – zumindest was die Rechtsansprüche betraf – von Kanada bis zur Mündung des Mississippi erstreckte.

Entscheidend für den Kriegsausgang war im September 1759 die Eroberung der stark befestigten Stadt Quebec durch den englischen General James Wolfe, der eine 10 000 Mann starke Armee von Neuschottland herangeführt hatte (und der in dem Kampf ebenso fiel wie sein französischer Gegner Marquis de Montcalm). Im nächsten Frühjahr marschierten Briten und amerikanische Kolonisten von Norden und Süden auf Montreal und zwangen den französischen Gouverneur zur Übergabe Neu-Frankreichs. Im Frieden von Paris 1763 erhielt England ganz Kanada sowie sämtliche Gebiete östlich des Mississippi mit Ausnahme der Stadt New Orleans. Im Süden musste Spanien